

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Soziales Königtum.

Leipzig, 16. Juli.

Friedrich Engels schreibt einmal: Unsere Konservativen sind nun einmal unsere größten Revolutionäre. Das Wort trifft den Nagel auf den Kopf, und es würde ihn vielleicht noch schärfer treffen, wenn Engels gesagt hätte: Die preussischen Bürokraten sind die größten Revolutionäre. Im allgemeinen ist es ja dieselbe Klasse, aber die revolutionisierende Wirksamkeit des Bürokraten greift tiefer, als die entsprechende Wirksamkeit des Junkers. Einmal weil der Mißbrauch seiner Gewalt schärfer hervortritt, indem dieser Mißbrauch mit staatlichen Mitteln ausgeübt wird, die ihrem Zwecke nach nur im Interesse des Gemeinwohls gehandhabt werden sollten, dann aber, weil die Untergebenen der Bürokratie schon entwickelter, ihrer Menschenwürde bewußter, gegen Mißhandlungen empfindlicher sind, als die Lohnsklaven des Junkertums, glücklicherweise nicht mehr überall, aber doch vielfach noch zu sein pflegen.

So geht denn der Konsumvereins-Erlaß des preussischen Eisenbahnministers Budde selbst der Kreuzzeitung, dem Organ des ostelbischen Junkertums, einigermassen wider den Strich. Sie sieht ganz gut voraus, wohin es führt, wenn dem vieltaufendköpfigen Heere der Eisenbahner, von denen neunundneunzig Prozent nur ein kärgliches und selbst kärglichstes Einkommen genossen und die peinlichste Pfenningwirtschaft führen müssen, um sich recht und schlecht durchs Leben zu schlagen, nun noch von Amts wegen verboten wird, ihre Lebensmittel da zu beziehen, wo sie am wohlfeilsten sind, am wohlfeilsten namentlich auch im Verhältnis zur Güte der Ware. Wäre ein Preis auf die Lösung der Aufgabe gesetzt worden, wie das Heer der Eisenbahner am schnellsten und wirksamsten ins Lager der Sozialdemokratie hinübergetrieben werden könnte, so würde sich der Minister Budde diesen Preis mit seinem Erlaß verdient haben, und dabei will der brave Mann durch diesen Erlaß „seiner“ Beamten obendrein vor der Sozialdemokratie bewahren.

Allerdings ist der Protest der Kreuzzeitung nicht allein ein Produkt staatsmännischer Einsicht, sondern auch einer gewissen und im Grunde nicht gerade verächtlichen Scham. Die Offiziere und höheren Beamten haben nämlich auch einen Konsumverein. Er nennt sich zwar nicht so, sondern „Offiziers- und Beamtenverein“, aber er ist tatsächlich ein Konsumverein, nur daß er nicht bloß die nötigen Lebensmittel, sondern auch Champagner und Opernhausbillets und die Pensionen in den feinen Hotels der Nordsee und der Schweiz den Mitgliedern unter dem Marktpreise liefert. Dieser Verein zählte viele Tausende von Trägern der

mittlerlichen und der bürgerlichen Hierarchie zu den Seinen, vermutlich auch die Geheimräte aus dem Eisenbahnministerium und die Redakteure der Kreuzzeitung, so daß man wohl begreift, wie diesen der Erlaß des Herrn Budde ein peinliches Gefühl einflößen mag. „Solche Vergleiche“, meint die Frankfurter Zeitung, „sind dem modernen Staate gefährlicher, als tausend Konsumvereine und machen die gute Wirkung von drei sozialen Gesetzen wieder illusorisch.“ Aber die Frankfurter Zeitung versuche einmal, einem preussischen Beamten diese triviale Wahrheit begreiflich zu machen; eher noch wird es ihr gelingen, einem Australnegern die Geheimnisse der Hegelschen Philosophie zu entspleiern.

Selbstverständlich teilen wir den Standpunkt des demokratischen Blattes nur mit den bekannten Körnern Salzes. Unter „der guten Wirkung von drei sozialen Gesetzen“ versteht es natürlich eine das Klassenbewußtsein des Proletariats einschläfernde Wirkung. Dafür haben wir nichts übrig. Was uns an dem Konsumvereins-Erlaß des Ministers Budde empört, ist das, was jeden human empfindenden und rechtlich denkenden Menschen empören muß, ist die bürokratische Willkür, womit der Hungerriemen vieler Tausender armer und abgeplakter Menschen um eines reinen Wahngelüsts willen enger geschnürt wird. Politisch haben wir gegen den Kkas sonst nichts einzuwenden. Wir wären sogar sehr undankbar, wenn wir politisch daran mäkeln wollten. Denn mit der Kraft einer Dampfwalze ebnet er den Weg in die sozialistische Gesellschaft und wie ein Riesensechsbefen legt er aus einem Meere von Köpfen die letzten Reste trübsüchtiger Illusionen.

Vor allem die törichtste aller Illusionen, die Illusion vom sozialen Königtum. War das ein Segender vor zwanzig und mehr Jahren, als die Verstaatlichung der Eisenbahnen wie das Morgenrot der besseren Zeit mit zinnoberrotem Pinself an die Wand gemalt wurde. Wie so ganz anders würde der Staat für die Eisenbahnarbeiter sorgen, als der private Aktienbesitzer, der seine Profite, seine Profite und immer nur seine Profite kenne! Bis beinahe schon in die Reihen der Sozialdemokratie drang die schmeichelnde Kunde, und sicherlich hatte das private Kapital das wichtige Verkehrsmittel so ausgebeutet, daß man sich schwer vorstellen konnte, wie noch schlechtere Zeiten für die Eisenbahner kommen sollten. So erklärte sich die weit verbreitete Erwartung, daß es vielleicht hier oder da doch besser werden könnte. Sollten denn die Trompeten des sozialen Königtums so ganz in den blauen Dunst hinein geschmettert haben?

In der Tat hatten sie nur ganz in den blauen Dunst hineingeschmettert. Das fiskalische Interesse des sozialen

Königtums ist ebenso hungrig und unerfättlich, wie das Profitinteresse des privaten Kapitals, nur daß es sich frei und ledig weiß von den wenigen Rücksichten, die dieses doch immer noch nehmen mußte. Eine Tat, wie der Konsumvereins-Erlaß des Herrn Budde, steht nicht auf dem historischen Konto des Privatbahnsystems. So viel Schen hatten dessen Träger doch vor der öffentlichen Kritik, als daß sie gewagt hätten, „ihren“ Angestellten noch die notgedrungene Pfenningwirtschaft zu erschweren.

Einer so erhabenen Leistung war erst die preussische Bürokratie fähig, und man sollte den Erlaß des Herrn Budde in jeder Arbeiterversammlung anheften lassen als klassische Probe des sozialen Königtums.

Politische Uebersticht.

Berlin und Karlsruhe.

Der schon seit Jahren bestehende geheime Zwist zwischen Berlin und Karlsruhe ist in den letzten Tagen wieder einmal zu hellen Flammen aufgeschlagen. Die Rede des Oberbürgermeisters von Karlsruhe bei Enthüllung eines Bismarckdenkmals in der langweiligsten Stadt Deutschlands, enthielt mit ihrem starken Tendenzlob des toten Kanzlers einen ebenso starken Tadel des Lebenden. Er sprach von dem Gegenfah-Bismarck zu allem „hohlen Glanz und Schein, zum Phrasentum und zur pathetischen oder sentimentalen Komödienhaftigkeit“, Bismarck sei kein „schlauer Auslandschaffler und gefügiger Vollstrecker jeder Wunschbegierung“ gewesen, sondern eine „knoerrige und rauhe Stütze“. Für diese Anti-Bismarck-Rede erhielt nun der Festredner eine schriftliche Anerkennung des Großherzogs von Baden, in der es unter anderem hieß: „Wie gern hätte ich der Feier angezogen, um das schöne Werk unseres talentvollen Professors Woeft kennen zu lernen und die beiden Reden zu hören, welche zu lesen mich so sehr erfreute und bewegte“.

Ebenso stark spricht für die Berlin-feindlichen Tendenzen des Großherzogs die Absicht, den Freiherren Marschall v. Bieberstein, der einst vor der politischen Polizei Berlin in die Dessenlichkeit flüchtete, nach Karlsruhe als Nachfolger des Staatsministers v. Brauer zu berufen. Herr v. Marschall war wegen seines sogenannten Liberalismus, vor allem aber wegen der schweren moralischen Niederlage, die er im Tausch-Prozess der politischen Polizei Preussens beibrachte, in Berlin unmöglich geworden. Man schob ihn auf den toten Strauch nach Konstantinopel, wo er heute noch Vertreter des Deutschen Reichs ist. Wenn sich jetzt der Großherzog von Baden gerade diesen Mann erwählt hat, um ihn an die Spitze seines Ministeriums zu stellen, so liegt darin offenbar ein neuer Anstoß jenes schüchlernden und feilen Proletates gegen das Berliner System, der den deutschen Kleinrentnern allein noch übrig bleibt.

Daß man in Berlin es fertig brachte, selbst den alten Großherzog von Baden in die Opposition zu drängen, das ist eine Leistung, auf die die Berliner Regierungswelt weit beinahe stolz sein

Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

22]

Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustaf af Geijerstam.

Aus dem Schwedischen übersezt von Francis Maro.

Dann setzte er sich auf die Treppenstufen, von wo er einen Zipfel des Meeres sehen konnte. Und während er dasaß, glitt vor seinem geistigen Auge all das Große und Kleine, Helle und Dunkle, Schwere und Leichte, Freudige und Kummervolle vorüber, was in jenen Augenblicken zu kommen pflegt, in denen das Herz übervoll ist und der Mensch nicht an sich selbst Genüge finden kann.

Der alte Mann sah da und fühlte Gewissensqual. Er fühlte Gewissensqual darüber, daß er es gewesen, der den Sohn gebeten, an seiner Statt zu fahren.

Und Mutter Beda verstand ihn. Einmal ums andere schlich sie sich in die Tür und sah den gebeugten Rücken des Alten an und seinen grauen Kopf. Aber sie konnte ihm ja nicht sagen, wie das Ganze eigentlich zusammenhing. Sie konnte es nicht. Und selbst wenn sie es gekannt hätte, würde es doch nichts geholfen haben. Denn sie wußte, daß Clauffon ihr nicht geglaubt hätte.

So betrauernten die beiden Alten ihren Sohn und fühlten Gewissensqual wegen seines Todes, und keines konnte das andere trösten.

Aber nicht lange darauf geschah, was keiner auf der ganzen Insel hatte glauben wollen, trotz allem, was die Befragung des Delfins zu sagen versucht.

Eines Tages lag ein großes Dampfschiff auf dem Wege von Christiania stille da und pffft nach einem Lotfen. Das Boot, das den Lotfen an Bord hatte, brachte, als es zurück kam, Niels mit. Die Geschichte von dem verletzten Finger, der Eisenbahnreise und dem Spital in Christiania war also wahr.

Keiner wollte seinen Augen trauen, und die Leute wagten kaum, es Clauffon zu erzählen. Denn man fürchtete, die freudige Nachricht könnte den Alten töten.

XIII.

Liebe auf der Schäre.

Niels ging zwei Tage daheim umher und dachte an Märta. Er lugte nach ihr aus, wo er ging und stand, auf der ganzen Insel.

Solange er draußen auf dem Meere war und fort von allem, was ihn an sie erinnerte, war es ihm gelungen, die trotzigte Stühle beizubehalten, die einmal seine Seele in Aufruhr gebracht. Aber kaum hatte er den Fuß aufs feste Land gesetzt, als neue Gefühle die alten ablösten. Eine Flut von Erinnerungen und Hoffnungen brach über ihn herein, und Niels vermeinte, aus einem bösen Traum zu erwachen, währenddessen er in Gefahr und Not gewesen und niemand ihm zu Hilfe geeilt war. In ihm riefen nun Stimmen, von denen er nie geglaubt, daß sie aufs neue zum Leben erwachen könnten.

In dieser Gemütsstimmung suchte Niels Märta an jenen Stellen, wo sie früher auf ihn zu warten pflegte. Er dachte ganz einfach, daß ebenjowenig wie er Märta vergessen hatte, Märta ihn vergessen haben konnte. Sie wußte ja, sie wie die andere, ihn als tot betrauert haben, und jetzt, da er lebte, würde aller Groll verschwinden, wenn ein solcher noch in ihr gelebt hatte. Niels suchte

Märta auf dem Tanzplatz, wo die Jugend sich noch zuweilen in der Dämmerung vergnügte. Er suchte sie auf den Bränden, wo die Frauen sich versammelten, um die Fische zu reinigen und zu trocknen. Er suchte sie auf den einsamen Wegen, auf denen er und sie sich früher zu finden pflegten.

Doch Märta war nirgends zu sehen, und Niels fühlte die frühere dumpfe Murre wiederkehren und in sich anzuwachsen. Erinnerungen von seinem letzten Aufenthalt in der Heimat tauchten empor und quälten ihn. Sie zeigten ihm Märtas Augen, wie sie kam, um ihm mit ihm zu tanzen, und das Ganze mit ein paar lustigen Drehungen wieder gut machen wollte. Sie zeigten ihm den Ausdruck in diesen Augen und den Tonfall ihrer Stimme, und am schlimmsten wurde es, als er sich erinnerte, wie er Märta unterhalb des Baues stehen und ihm nachstarrten gesehen hatte, als das große Fischerboot in die See stach. Aber es war, als hätten böse Geister seine Hände gebunden und seinen Willen verzaubert. Sie hatten ihn gezwungen, böse und hart zu sein, gegen seinen Willen war er getrieben worden, ihr wehe zu tun, sie zu quälen und zu peinigen, alles zu tun, was der gerade Gegensatz zu dem war, was er eigentlich wollte. Es lag Wahnsinn in diesen Gedanken, und sie machten Niels starr vor Entsetzen.

Es war am Morgen des dritten Tages, und Niels ging noch und grübelte über das alles nach. Es war so früh am Tage, daß Niels nur ausgegangen war, weil er nicht still in seinem Bett liegen konnte. Herbst war es, aber es lag noch Sonne in der Luft. Kaltblau glänzte es über dem Wasser, und die Wellen glitzerten. Es war um die Zeit, in der die ersten Rhosphorsäurefontänen vom Meere um Ruder und Kiel sprühen, und Niels ging ein-